

Ohrfeigen am Rande von Gemetzeln und Katastrophen

Avo Kaprealian



Wenn ich dieser Tage jemanden von Freiheit, Gerechtigkeit oder Menschenwürde reden höre, ist da sofort eine Stimme in mir, die sich vor-drängelt und fragt: Wer ist da überhaupt gemeint? Ich als Syrer? Ich als Armenier? Oder einfach ich als Mensch? So traurig es ist: Davon hängt es eben ab, wie solche Worte einzuordnen sind. Meine Freiheit als Syrer und meine Freiheit als Armenier sind nicht deckungsgleich. Die Menschenwürde eines Tscherkessen ist nicht die gleiche wie die eines Kurden. Meine Rechte als Individuum variieren – je nachdem, welche

Staatsangehörigkeit, welchen Aufenthaltstitel oder welche Papiere ich besitze. Klingt grausam? Mag sein, aber in einer Welt der Weltreichen und Supermächte ist das Realität.

Zwischen Weltreichen und Supermächten haben auch kleine Diktaturen ihren Platz. Klein bedeutet nicht, dass sie dadurch weniger Schaden anrichten würden. Die Länder, in denen solche Diktaturen herrschen, gelten schlicht als unwichtig. Da kann die Zahl ihrer Opfer in die Hunderttausende gehen, die Welt schaut seelenruhig dabei zu.

Zwischen Weltreichen und Supermächten sind wir zur Welt gekommen. In Vierteln, die zwar eng waren, dafür aber aufregend, in denen man zwar segregiert lebte, dafür aber miteinander; so schien es uns zumindest, naiv wie wir waren, während es eigentlich wohl eher ein Nebeneinanderherleben gewesen ist. Bisweilen waren unsere Lebenswelten voneinander abgekapselt wie eine Sardinenbüchse von der nächsten. Es war die Rede vom Judenviertel, vom Armenierviertel, vom Sunnitenviertel, vom Alawitenviertel, vom Kurdenviertel und so weiter und so fort. Wir warfen uns gegenseitig Allgemeinplätze und üble Zuschreibungen an den Kopf. Jeder feuerte sie von seiner Warte aus auf alle anderen ab, nur um kurz darauf selbst zur Zielscheibe zu werden: »Schnösel!«, »Penner!«, »Stinker!«, »Schuhputzer!«, »Schafhirte!«, »Blaublütler!« und was nicht noch alles.

Zwischen Weltreichen und Supermächten wandere ich umher. Ich, der ich nie Bürger eines großen Landes war. Ich wandere, nehme von jeder Etappe meines Weges etwas mit und lasse etwas dort zurück. In Syrien war ich Armenier, im Libanon syrischer Armenier, in Deutschland schließlich syrisch-libanesischer Armenier. Und so sammle ich unterwegs immer mehr Identitäten an, bis ich vielleicht eines Tages bei so etwas wie Internationalismus angelangt sein werde – obschon das heutzutage ja aus der Mode gekommen ist.

Früher wurde ich oft gefragt, ob ich Armenier oder Syrer sei. Wieso wir Armenier so sehr an Armenien hängen, wo wir qua Geburt doch Syrer seien. Das ist ein bisschen so, als würde man einen Syrer in Deutschland oder einem anderen Exilland fragen: Warum denkst du noch an Syrien? Warum sprichst du deine Sprache noch? Warum gedenkst du,

trauerst du, träumst du, verfolgst du die Nachrichten? Warum hast du einen Kloß im Hals? Warum bist du so wütend?

Identität und Assimilation als unversöhnliche Gegenpole – gestern, heute und höchstwahrscheinlich auch morgen noch. Das alles hat zur Folge, dass ich es nicht mehr mag, in der Ich-Form zu sprechen. Zu weit weg scheint mir das Ich mittlerweile, in der Zeit und im Raum. Aber die Wir-Form behagt mir auch nicht. Denn das Wir ist jedes Mal ein völlig anderes, sobald man in ein neues Land kommt und sich dort niederlässt. Bloß irgendwie muss man sich ja ausdrücken.

Also ich. Ich kam als Armenier zur Welt, in Syrien, meinem Heimatland. Das ist weder eine hohle Phrase noch naiver Kindermund, sondern es ist die Wahrheit. Zur Welt gekommen bin ich in einem Land, das mich mir selbst näherbrachte. Nur war da noch eine andere Heimat in mir. Eine, die mich schon kannte, bevor ich sie kennenlernte. Eine, die als Erzählung überlebt hatte – spirituell, geistig und materiell: eine Erzählung im Schweiße des Angesichts, eine von Beharrlichkeit und Blut; eine von Tränen der Trauer und solchen der Freude, die sich jeweils im Fließen miteinander vermischen, bei der Erinnerung an Massaker und Rettung, an Löcher in der Zeit. Eine Erzählung, die aus der erstarrten Vergangenheit in den lebendigen Alltag hinüberstrahlt, bis hinein ins Gedächtnis unserer Körper und Augen. Eine armenische Erzählung, die mich seit meiner Geburt in Syrien, jener Wiege der Zivilisationen, begleitet und geformt hat; mich, meine Sprache, meine Freundschaften, meine Erfahrungen und all die Sedimente längst vergangener Zeiten.

Aber jedes Mal, wenn wir größer werden in einem Land, wird es uns zu eng. Und jedes Mal, wenn wir von einem Land träumen, wird es uns zum Albtraum. Beim Militär lehrte man uns, wie man das Land schützen und lieben soll, und die allererste Lektion, die man uns erteilte, hat gelaute: »Unterwerft euch. Lasst euch brechen. Werdet zahm.« Jedes Mal, wenn wir durch ein Land ziehen, begeht die Zeit Verrat am Raum, und es schneit uns ins Hirn. Und jedes Mal, wenn wir die Erinnerung an ein Land pflegen wollen, versinken wir in tiefdunklen Akten voller Angst und Blut, voller Luftangriffe und Verschleppungen. Während wir Armenier*innen unsere verlorene, verratene Heimat also in unseren Innenwelten nachbauten, lernten wir in der Welt dort draußen ein Land

schätzen, das uns herzlich aufnahm. Und so wuchs uns über unserer ersten Haut eine zweite.

Die Wurzeln des armenisch-syrischen Beziehungsgeflechts reichen bis tief in die Vergangenheit. Historiker wissen zu berichten, wie die alten Syrer, der dynastischen Streitigkeiten im Seleukidenreich überdrüssig, im Jahr 83 vor Christus dem armenischen Herrscher Tigranes dem Großen ihre Krone anboten. Dieser trug fortan den Beinamen *König der Könige* und sollte zu einer der herausragendsten Figuren in der armenischen Geschichte werden. Zweitausend Jahre waren vergangen, seit Tigranes durch Aleppo gezogen war, als Syrien 1915, dem Jahr des Genozids an den Armenier*innen, und in den Jahren danach eine Art umgekehrter Reminiszenz an Tigranes' Marsch erlebte. Nur kamen diesmal Vertriebene an, Deportierte und verstümmelte Leichen.

Die Frage der Assimilation: Armenier*innen älterer Generationen berichteten mir von den Schulen, die es früher für die armenische Gemeinschaft in Syrien gab, an denen alle Fächer in armenischer Sprache unterrichtet wurden. Sie erzählten mir Geschichten von einfachen, braven Leuten, die nach dem Prinzip des gegenseitigen Respekts lebten. Diese Geschichten stammten natürlich aus einer Zeit, bevor die *Arabisches Sozialistische Baath-Partei* an die Macht gekommen war. Danach gab es nur noch den *einen* Erzähler, der die *eine* Erzählung erzählte. Und an die Stelle von Werten und Prinzipien trat das Gesetz des Stärkeren.

Generationen von Armenier*innen in Syrien wuchsen unter dem Einfluss eines epochalen Traumas heran. Eine Generation vererbte es an die nächste. Übers Erwähnen und Erzählen im Alltag, über Bücher, Fotos und alle Arten von Aktivitäten hat er sich ins kollektive Gedächtnis eingebrannt: der Genozid an den Armenier*innen im Osmanischen Reich. Dieses Ereignis war der Grund, weshalb die armenische Gemeinschaft sich ihr eigenes kleines Reich in Syrien einrichten musste; eigene Kirchen, eigene Betriebe, eigene Geschäfte, dazu unzählige Clubs und Vereine aufbaute: Räume, in denen sie von ihrem Recht, kulturell, sprachlich und als Gemeinschaft zu überleben, Gebrauch machten; Räume, um sich zu erinnern und darin einen Schmerz zu schützen, der noch nicht versiegt war. Was sie dabei jedoch nie einforderten, war das

Recht, innerpolitische Belange zu verfolgen und politische Arbeit in Bezug auf Syrien oder Armenien zu machen.

So bildete sich innerhalb der armenischen Gemeinschaft ein Milieu, das diese wie eine Schutzschale umschloss. Ein Schneckenhaus, das unter dem Einfluss der großen sprachlichen, religiösen und kulturellen Differenz immer härter wurde.

In einigen syrischen Städten wurde den Armeniern eine Sonderbehandlung zuteil, sowohl seitens der Regierung als auch seitens der Bevölkerung. Es war eine positive Diskriminierung, freundlich, bisweilen sogar warmherzig. Ein Aussondern, dem Respekt und Wertschätzung zugrunde lagen. Dennoch, ein Aussondern blieb es, und dessen Auswirkungen sollten sich später noch zeigen.

Vielleicht ist es ja so: So fremd man einer Heimat auch sein mag, ist man ihr am Ende doch so nah wie das Grab dem Erdreich.

Die Chronik der Ohrfeigen

Erste Ohrfeige: Die Schule

Ich erinnere mich noch gut an einen Tag im Jahr 2000 in Aleppo. Wie so oft stahlen wir uns aus der Schule davon, um auf der Suche nach Zerstreuungen in der Stadt herumzuströmen. Wir wollten bummeln, dem Stadttreiben zusehen, irgendwo etwas essen, Leute kennenlernen und Abenteuer erleben. Spüren, dass wir am Leben waren, unserer überschäumenden Energie freien Lauf lassen. Wir hatten uns vorgenommen, pünktlich zum Unterrichtsschluss wieder in der Schule zu sein. Und so standen wir wenige Minuten vor dem Schlussgong vor dem Gebäude und warteten darauf, dass unsere Freunde und Freundinnen herausströmen würden – von den zuletzt genannten natürlich besonders die Hübschen, deren Blicke wir jederzeit zu erhaschen versuchten. Hormone flossen aufgeregt durch unsere agilen, lebenshungrigen Körper, als plötzlich ein Auto der Sittenpolizei auftauchte – einer Einheit, die über die Einhaltung der öffentlichen Moral wachte, vor allem was körperliche Annäherungen betraf. Ein monströs hässlicher Wagen, dessen

notdürftig über den Rost gepinselter Lack ins Rötliche tendierte. Alles an dem Gefährt war abstoßend und einschüchternd. Noch bevor wir es richtig wahrnahmen, ja bevor es überhaupt zum Stehen kam, waren schon die ersten Beamten herausgesprungen. Der Allererste versetzte mir eine Ohrfeige, von der mir Hören und Sehen verging. Während in mir die Glückshormone abstürzten, um den Stresshormonen das Feld zu überlassen, begriff ich, dass ich auf der Welt war – und zwar ganz konkret in diesem Land. Diesem Land, das sich, falls ihm gerade danach war, blitzschnell verwandeln konnte: in etwas, das unheimlich war.

Ich schlug also einen Haken und brachte mich in Sicherheit, doch mein drei Jahre älterer Bruder widersetzte sich den Beamten und fing an, sich mit ihnen zu raufen. Irgendwann zerrten sie ihn in den Wagen, zusammen mit einem Freund von uns. Die Sache löste sich auf, als ich es schaffte, mir von jemandem ein Handy zu leihen und meinen Vater anzurufen. Der musste nur einen kurzen Anruf tätigen, schon stoppte der Wagen auf halber Strecke und ließ meinen Bruder und den gemeinsamen Freund frei. In jenem Land, in dem im Zweifel »ein einziger Anruf genügt«, wäscht eine Hand die andere, und der Rest ist Vitamin B.

Schock, Schande, Schlottern: »Ich fürchte mich, also bin ich.«

Schock, Schande, Schlottern: »Ich werde beschützt, also bin ich.«

Zweite Ohrfeige: Das Theater

Im Jahr 2005 arbeiteten wir an einem Stück namens *Ewige Flamme*. Aufführen wollten wir es anlässlich des 90. Jahrestags zum Gedenken an die große armenische Tragödie: den Genozid mittels Deportationen, Vertreibungen und systematischem Morden, ausgeführt durch die osmanische Regierung, beziehungsweise, um genau zu sein, durch das *Komitee für Einheit und Fortschritt*, auch bekannt als die *Jungtürken*.

Wenige Tage vor der Aufführung, wir waren gerade bei den Endproben, erreichte uns die Nachricht: Die Theaterbehörde und sämtliche anderen Stellen, die bei der Genehmigung von Theateraufführungen ein sicherheitstechnisches oder politisches Wörtchen mitzureden hatten, untersagten uns die Aufführung. Warum sie das taten, war ziemlich

eindeutig: Damals waren die Beziehungen zwischen Recep Tayyip Erdogan und Baschar al-Assad noch ausgezeichnet. Letzterer stattete der Türkei zahlreiche Besuche ab, sein türkischer Amtskollege wiederum war im Jahr 2007 bei der Eröffnungsfeier des *Aleppo International Stadium* im Hamdaniah-Bezirk zugegen, um zur Errichtung eines der größten Stadien in der arabischen Welt zu gratulierten. Sein Bau hatte 27 Jahre gedauert, umgerechnet rund 9.700 Tage. Eigentlich hätte es bis zu den Mittelmeerspielen im Jahr 1987 fertig sein sollen, die von Syrien ausgerichtet worden waren.

Ich kann mich noch gut an den Gesichtsausdruck von Regisseur Krikor Kalash erinnern, einem der bedeutendsten Theaterregisseure und -dozenten in Syrien: Regungslos saß er da; er hat sich die stumme Wut, Scham und Verzweiflung, die in ihm brodelten, nicht anmerken lassen. Ein Fluch, kaum hörbar, entfuhr ihm, aber er biss sich sofort auf die Zunge, wobei er abwechselnd in die Luft und zum Boden starrte. Er holte tief Luft und versuchte, sich zu sammeln, bis er kurzerhand seine Sachen zusammenpackte, um aus dem Saal zu eilen. Ungläubig blickten wir einander an. Geschah das alles wirklich? Dann verließen auch wir den Saal und ließen Kalash damit im Stich. Wir hatten etwas dazugelernt.

Jetzt wussten wir, wie es ablief. Wie sie den Schmerz in uns zum Schweigen verdonnerten und uns mundtot machten. Wir wussten nun, wie es aussah, wenn einer sich auf die Zunge biss und die Luft anhielt, so angespannt, als würde er gleich platzen – und sich gleich darauf aus dem Staub machte.

Als ich mich das letzte Mal mit dem Regisseur Krikor Kalash traf, arbeitete er als Lebensmittel- und Getränkelagerist in einem armenischen Club. Am 4. Februar 2019 ist er in Aleppo verstorben. Er hatte es abgelehnt, nach Kanada auszuwandern. Seiner Ansicht nach waren die Antragsprozeduren und das Warten vor den Botschaftstoren keines Menschen würdig. Er hat das als Verhöhnung seiner elementarsten Rechte empfunden. So stand sein Beschluss fest: Er würde bleiben, wo er war, ganz gleich, wie es ihm dort erginge.

Dritte Ohrfeige: Das Kino

Nach und nach lernte ich Syrien besser kennen. Aleppo liegt weit ab vom Schuss, weit ab von allen anderen Provinzen, und sogar von sich selbst. Aleppo ist groß, in Aleppo sind Geschichte und Gegenwart Schwestern. Und während sich mein Radius erweiterte, entwickelte ich eine fast schon obsessive Begeisterung fürs Kino. Ich wollte Filme machen, Film studieren, bloß wo? Eine Einrichtung, die auf Regie oder Produktion spezialisiert gewesen wäre, gab es nicht. Es existierte keine einzige Filmhochschule und kein einziges Filminstitut in ganz Syrien! Ich musste wohl ins Ausland. Dafür reichte aber das Geld nicht. Also doch hierbleiben. Mir noch mehr Filme anschauen, statt selbst welche zu machen. Wunsch und Wirklichkeit klappten meilenweit auseinander. Zu einer Zeit, als es noch keine Satellitenschüsseln gab, war die Filmsammlung meines Vaters meine Rettung. Schließlich ergab es sich, dass ich vom einzigen Institut in Syrien erfuhr, an dem man Theater studieren konnte: dem *Institute for Dramatic Arts* in Damaskus. Die Entscheidung war schnell gefällt. Ich musste weg aus Aleppo, erneut einen rettenden Haken schlagen: Ich würde Theater studieren, um zum Kino zu finden.

Bekanntlich legte das syrische Regime zu Beginn der Achtziger Jahre eine besonders harte Gangart ein, die namentlich als Eiserne Faust in die Geschichte einging. Tatsächlich sorgte sie für eine gewisse Gleichheit, weil diese Faust alle bedrohte. So Gott wollte, verschonte sie natürlich die Reichen, und die mit den privilegierten Kontakten.

Hier nahm die Hölle ihren Anfang. Nach außen hin ruhig und friedlich, stieg allmählich, im Laufe der Jahre, der Druck auf dem Kessel. Trotz der Strenge des Regimes wurde unser Alltagsleben immer chaotischer. Das Chaos und die sich ankündigende Hölle bedingten einander, man könnte sagen, sie befanden sich in einer komplizierten Symbiose.

Nun birgt jede Hölle ja auch ein Höllenfeuer in sich – neben den Monstern. Und jeder weiß es: Monster gebären Monster, Tod gebiert Tod, und Mord gebiert Mord.

Vielleicht sind wir, die in Syrien unter Assads Baath-Partei das Licht der Welt erblickten, vor allem die Jahrgänge nach 1980, einfach nur als unfertige Leichen auf die Welt gekommen, als Todesrohmaterial. Wir

mussten lediglich ein paar Jahrzehnte warten, bis wir endlich zu frischen Leichen herangereift wären, als tote und untote Märtyrer.

Vierte Ohrfeige: Die Staatssicherheit

Anfang 2011: Demonstrationen, Revolution, Hoffnung und Angst.

Während meiner Jahre in Damaskus hatte ich das Glück, ganz viele Menschen voller Träume und Wissen kennenzulernen. Dichter*innen, Denker*innen, Künstler*innen. Menschen, die die Grausamkeit des Regimes, welches das Land bis in den letzten Winkel kontrollierte, am eigenen Leib zu spüren bekommen hatten. Die Hauptstadt pulsierte förmlich, vor lauter oppositionellen und revolutionären Ideen, der Herzschlag war stärker als an jedem anderen Ort, und das nicht erst seit 2011. In Damaskus trafen Menschen aufeinander, die einzigartig und verschieden waren.

All meine Freund*innen waren von der allerersten Demonstration an mit Leib und Seele dabei. Ich beschloss damals, nach Aleppo zurückzukehren. Den eigenen Beitrag zum gemeinsamen Kampf wollte ich in meiner Heimatstadt ableisten. Mein Gefühl sagte mir, dass es in solchen Zeiten darauf ankam, die Dinge visuell festzuhalten, sie zu dokumentieren. Mittels Bildern ließen sich die Dinge ablichten und zugleich ausdrücken; nicht selten waren sie unsere einzigen Zeugen.

In Syrien sind Kameras gefürchteter als Waffen. Und was tat ich? Um ein Haar wäre ich fürs Filmen verhaftet worden. Das war Anfang 2012. Es geschah einmal, zweimal, dreimal – beim vierten Mal haben sie mich erwischt. Mit der Kamera in der Hand, unterwegs mit zwei Freunden, die es beide nicht geschafft hatten, ihre Aufnahmen von den Demos rechtzeitig vom Handy zu löschen. Unsere Gruppe bestand aus einem Armenier und zwei syrischen Christen. Wir hatten ein schweres Verbrechen begangen: Wir hatten eine Kamera dabei, auf der sich Fotos und Videos von Demos befanden.

Und da kam sie auch schon, die vierte Ohrfeige ... wobei es diesmal ein bisschen mehr als eine bloße Ohrfeige war. Die Beamten, die uns verhörten, waren sichtlich verstört darüber, wie es sein konnte, dass ein Armenier und zwei Christen gegen das Regime Position bezogen.

Hatte man die Minderheiten nicht längst gezähmt? Sie steckten uns eine Weile hinter Gitter. Solange, bis die Wunden, mit denen sie unsere Körper überzogen hatten, nicht mehr zu sehen waren. Am Ende schickten sie uns zu unseren Freunden und Verwandten zurück. Zumindest körperlich waren wir wieder heil, wenn auch recht verdreht, kränklich und abgemagert. Die Speicherkarte meiner Digitalkamera hatten sie beschlagnahmt. Alles, was ich aufgenommen hatte, war weg. Es ließ eine innere Leere zurück.

Ende 2012, ich erinnere mich gut, kam es in der armenischen Gemeinde Aleppos zum ersten zivilen Todesopfer. Ein junges Mädchen, Anfang zwanzig. Getötet von einer Mörsergranate. Die Trauerfeierlichkeiten fanden in der Kirche unseres Viertels statt, das mehrheitlich von Armenier*innen bewohnt wurde. Ich weiß noch, wie wir ihren Sarg an uns vorbeiziehen sahen. Auf dem Dach des Leichenwagens war ihr Foto angebracht. Ich stand auf dem Balkon und rauchte. Mit einem Auge folgte ich dem Trauerzug, mit dem zweiten fixierte ich die dichten Rauchschwaden, die drüben aufstiegen: von dort, wo gerade die anderen Nachbarn starben. Die fernen, muslimischen Nachbarn. Die sunnitischen Nachbarn.

Die Kämpfe hatten begonnen, jeder war jetzt Kriegspartei. Der Feind stand vor der Tür, aber wer war das, der Feind? Es gab ihn in zwei Varianten: den verhohlenen und den unverhohlenen. Die Türkei zählte zur ersten Kategorie. Verhohlen brachte sie sich vor den Toren des Landes in Stellung – was gerade die sogenannten Minderheiten in Syrien als Bedrohung empfanden. Offen und gänzlich unverhohlen hingegen war die Bedrohung, die für die Mehrheit der Bevölkerung vom Baath-Regime ausging, mit all seiner Rückständigkeit, Gewalt und Hinterhältigkeit. Als Marionette Russlands und des Irans tarnte es sich seinerseits im Schatten verhohlener Feinde. Miteinander gingen sie Hand in Hand: Verhohlenheit und Unverhohlenheit.

Damals musste ich wieder an den Leutnant im Internierungslager denken, der 2011 zu mir gesagt hatte: »Diese Bestien! Wenn's uns nicht gäbe, würden sie euch Armenier doch niedertrampeln, und eure Frauen täten sie vergewaltigen. Und jetzt kommst du daher und glaubst, du kannst aufmucken!« In der Zeit danach haben wir wiederholt anti-

armenische Hetzschriften gelesen, deren Verfasser ausgerechnet Vertreter der syrischen Opposition waren. Ghassan Aboud etwa, dem ein regimekritischer Fernsehsender gehört, sowie viele weitere, die auf den Zug aufsprangen und Narrative in die Welt setzten, die den Hass gegen Armenier*innen befeuerten.

Solche Dinge konnten regelrechte Augenöffner sein: Wer für einen selbst ein unverhohlener Feind war, konnte dem Nachbarn ein verhohlener Feind sein – und umgekehrt. Wenn man jedoch selber ängstlich und erschöpft war, wurde man teilweise blind für solche Nuancen.

Von 2012 an haben die Armenier*innen Syriens, insbesondere die aus Aleppo, hunderte unschuldiger Zivilisten*innen im Krieg verloren. Darunter Frauen, Kinder und Alte.

Höllenjahre standen Aleppo bevor, seinem Ostteil wie dem Westteil. Höher und höher loderten die Flammen, immer weiter griff das Feuer um sich. Folgen würden Jahre ohne Hoffnung. Ohne Horizont. Ohne gesunden Menschenverstand, Jahre ohne Mitgefühl. Ohne Wasser, ohne Strom. Jahre, in denen Artilleriesalven und Granatendonner zur uns vertrauten Geräuschkulisse gehörten. In denen Massenmord, Zerstörung, Gestank und dichte Nacht für uns Routine waren.

Eines frühen Morgens im Jahr 2014 wurden wir von lauten Rufen geweckt: »Allahu Akbar! Allahu Akbar!« hallte es durch unser Viertel. Splittergruppen der bewaffneten Opposition hatten das Armenierviertel erreicht. Über Stunden, ohne Pause hörte man das Trommelfeuer der Gefechte. Hin und her zischten Patronensalven, es gab Tote in großer Zahl. Ich erinnere mich an die unbändige Wut, die während dieser Augenblicke in mir aufstieg. Fiel ihnen denn sonst nichts Besseres ein, als »Allahu akbar!« zu schreien, ausgerechnet in einer Gegend, die bekanntermaßen mehrheitlich armenisch-christlich war? Konnten sie nichts Anderes rufen, so etwas wie »Freiheit!« oder »Würde!«, etwas wie »Mitgefühl!« oder meinetwegen »Brüderlichkeit!«? Oder vielleicht eine kleine Ansprache halten, um die Bewohner*innen des Viertels emotional zu erreichen? Wieso glaubten sie, ihr Anliegen mit der Brechstange durchsetzen zu müssen? Wieso beharrten sie darauf, ihre Religion über

alles zu stellen, sie den Armenier*innen aufzuzwingen, anstatt zu versuchen, diese für ihre Sache zu gewinnen?

Zu Beginn der syrischen Revolution, als die Menschen vor Protesten noch in Moscheen zusammenströmten, war ein solches Religionsverständnis jedenfalls nicht üblich. Für die Demonstrierenden sind Moscheen in erster Linie einigermaßen sichere Versammlungsorte gewesen, deren sakrale Natur, Symbol- und Geschichtsträchtigkeit sie sich zunutze machten, dort konnte ihnen das Regime schließlich nicht auf den Leib rücken. Jenes Kriegsgeschrei im armenischen Viertel stand insofern im krassen Widerspruch zum anfänglichen Geist der Protestbewegung. Jetzt herrschte Feindseligkeit. Ein hasserfüllter Drang, den anderen auszuschließen, der stärker und stärker wurde. Bald drohte er, zwischen den Bevölkerungsgruppen in Syrien eine tiefe Furche zu reißen.

Wenige Monate später fielen neue, schwere Bomben auf unser Viertel. Um Haaresbreite sind meine Eltern dem Tod entwischt. Unser Haus ist stark beschädigt worden. Von unseren Nachbarn sind einige ums Leben gekommen. Einem hat eine Granate den Kopf vom Leib getrennt. Sein geköpfter Leichnam blieb einfach vor dem Eingang des Hauses liegen, das er gerade erst bezogen hatte.

Von meiner zutiefst oppositionellen Haltung gegenüber dem Regime bin ich keinen Millimeter weit abgerückt, weder in meinem Denken noch in meinem Handeln. Unterdessen stieg die Zahl der zivilen Opfer unter den Armenier*innen kontinuierlich, besonders im Stadtteil Al-Midan, der mit Granaten beschossen wurde, ausgerechnet durch die bewaffnete Opposition.

An einem jener Tage bemerkte ich, als ich die Stufen zur Haustür nahm, dass das gesamte Gebäude von einer seltsam düsteren und bedrückten Atmosphäre erfüllt war. Bei den Nachbarn standen die Türen offen. Aufgeregtes Flüstern und Weinen drang aus den Wohnungen, die im spärlichen Schein der Energiesparlampen umso trister wirkten.

In der Wohnung angekommen, erfuhr ich von meiner Mutter, dass unser Nachbar soeben auf einen Schlag beide seiner Schwestern verloren hatte. Sie waren im Granatenhagel getötet worden, der auf das Midan-Viertel niedergeprasselt war. Mir fiel ein kleines Mädchen auf,

das bei uns im Wohnzimmer saß. Es war die Tochter eines der beiden Opfer, die noch gar nichts davon wusste, dass ihre Mutter nicht mehr lebte. Absolut unerträglich war mir diese Situation. Ich machte mich aus dem Staub. Ich traute mich zwei Wochen lang nicht nach Hause. Unserem Nachbarn, der über meine oppositionellen Ansichten im Bilde war, konnte ich keineswegs unter die Augen treten.

Was sollte ich ihm sagen? Worüber mit ihm diskutieren? Sollte ich mich rechtfertigen? Wie wäre seine Sicht? Wie meine? Sollte ich, als wäre nichts, zu ihm sagen: »Gott habe sie selig«? Würde mir das einer abkaufen? Jeder glaubte doch, als Regimegegner hieße ich jedwede Handlung der Opposition gut; ob diese bewaffnet war oder nicht, kam für die Leute auf dasselbe hinaus. Sie konnten ja nicht ahnen, dass ich in Wahrheit gegen jedes und alles war. Gegen alles, was geschehen war. Gegen alles, was noch geschehen würde.

Ich wollte nichts mehr denken. Nichts mehr fühlen. Konnte kaum noch das Gleichgewicht halten, unter all dem Druck, inmitten all des Wahnsinns und all der wirren Informationen, die in den Medien und Köpfen herumschwirren und den Lauf der Dinge bestimmten, während sich die Ereignisse mit rasender Geschwindigkeit überschlugen.

Anfang 2015 kehrte ich Aleppo den Rücken. Ob ich die Stadt verließ, weil sie mich verraten hatte? Oder war ich es, der sie verraten hat, als ich sie verließ? Ich weiß es nicht.

Zwischen 2011 und 2016 sind über siebzig Prozent der armenischen Bevölkerung Aleppos ins Ausland gegangen. Zu viele Opfer haben die Armenier*innen gebracht, in einem Konflikt, von dem niemand mehr weiß, wie und warum er einmal begonnen hat.

Doch nun zurück zu den Ohrfeigen.

Fünfte Ohrfeige: Das Prä-Exil (2016 bis 2019)

Erst im Libanon lernte ich meine syrischen Landsleute richtig kennen. Dort erst erfuhr ich, was es heißt, heutzutage *syrisch zu sein*, und was es früher bedeutet hat. Ich konnte richtig spüren, wie sich meine Identität, die ich mir im Laufe der Jahre zwischen den zwei Polen Aleppo und Damaskus aufgebaut hatte, neu zusammenfügte.

Im Libanon, in jenen Zeltstädten, die man mit bösartiger Achtlosigkeit am Straßenrand verteilt hatte, irgendwo mitten im Nirgendwo, wo es im Winter bitterkalt und im Sommer brütend heiß war, lernte ich viele Syrerinnen und Syrer aus ganz unterschiedlichen Regionen kennen – die einen kamen aus Städten, die anderen aus abgelegenen Dörfern und vergessenen Landstrichen. Von den meisten dieser Gegenden hatte ich noch nie zuvor gehört.

Tag um Tag drückte ein unerträglicher Albtraum die Menschen dort nieder: Man hatte sie mitten in die Hölle verbannt, und weil man sie zu den Anhängern der syrischen Revolution zählte, ließ man ihre behördlichen Anliegen und Anträge ins Nichts laufen. Man benutzte sie als Mittel zum Zweck, um in ihrem Namen Gelder anzuhäufen. Oder als Spielball, um Druck auf den jeweiligen Gegner auszuüben, sei es Syrien oder der Libanon.

Was ich im Libanon beobachtet habe: Den Menschen dort ist es gelungen, ihren Humor nicht zu verlieren. Der Gesamtsituation zum Trotz hielten sie hartnäckig an der Hoffnung auf ein besseres Leben fest. Zwei Dinge habe ich dabei gelernt. Erstens: Je beklemmender das Leben wird, desto weiter werden die Herzen. Zweitens: Gerechtigkeit ist ein Wort, das immer mit »Un-« beginnt.

Sechste Ohrfeige: Das Exil (Deutschland, 2020)

Aus der Ferne verfolge ich die Nachrichten. Meistens auf dem Smartphone, aber manchmal auch am Laptop, wo ich die Fotos und Videos besser sehen konnte. Ich lese die Meldung: »Erdogan-Regierung bedient sich syrischer Kämpfer, um Aserbaidshans in seinem Krieg gegen das armenische Artsach (Bergkarabach) zu unterstützen«. Ich recherchiere, ob die Meldung stimmt. Und je mehr sie sich als wahr bestätigt, desto mehr recherchiere ich.

Siebte Ohrfeige, nahtlos auf die sechste folgend

Nach 45 Tagen erbitterter Gefechte, unter Einsatz international geächteter Waffen sowie gegen wackeren Widerstand, endet der Krieg in

Armenien wie ein drittklassiges Drehbuch. Er endet, während ich in Deutschland herumsitze. Ich, der keine Beziehung zur dortigen Geografie hat, umso mehr aber zu deren Geschichte. Jene siebte Ohrfeige hat mich folgendes gelehrt: Wer die Geografie verliert, gewinnt wenigstens Geschichte. Mittlerweile haben wir Routine darin, so einer Geschichte der Besiegten anzuhören, so einer Geschichte von Tyrannei, gewaltsamer Unterdrückung und Ungerechtigkeit.

Der Krieg, den Aserbaidshan gegen das armenische Artsach angezettelt hatte, endete mit Hinterzimmervereinbarungen, unterzeichnet von Persönlichkeiten, die es gewohnt waren, über das Schicksal ganzer Nationen zu bestimmen. Der Krieg, der so viele zerfetzte Körper und so viele vergossene Tränen hervorgebracht hatte, endete im Schweigen der internationalen Gemeinschaft. Er endete mit der Vernichtung von Existenzen und Hoffnungen. Er endete mit Zwang und Gewalt. Er endete als Teil eines Spiels, bei dem Armeen und Großmächte darum wetteiferten, wer mehr Geld und Macht besaß. Sobald ich an dieses Spiel dachte, wurden meine Erinnerungen zu denen des Syrers. Ich, der sich so sehr angestrengt hatte, zu vergessen, erinnerte mich auf einmal zurück. Wie in einem diesigen Wachtraum wusste ich es plötzlich wieder: dass die Ungerechtigkeit das Sagen hatte. Dass die Dinge kompliziert waren. Dass die Rechnungen nicht aufgingen. Dass die öffentliche Meinung egal war. Dass die freiheits- und demokratieliebenden Länder sich nicht um alles scherten. Ich wusste wieder, dass die Vorhaben der Mächtigen sich stets rentierten und die Bevölkerungen diejenigen waren, die stets verloren. Dass die Menschen, vor allem die Ärmsten der Armen, vollkommen sinn- und zwecklos starben, sie starben *nur so*, als Kollateralschaden, auf den es gar nicht mal unbedingt einer abgesehen hatte. Sie starben als Zahlen in Statistiken, in Eil- und Randmeldungen, die die Medien in Umlauf brachten und die wir konsumierten, hinter unseren Laptops, in unseren fernen Exilländern. Mir fiel wieder ein, dass wir Zahlen waren. Und dass Zahlen unsterblich sind!

Ende 2020, ein neuer Tag in einem neuen Land. Ein Land, in das sich Hunderttausende von Syrer*innen zu Fuß aufgemacht hatten, um durch labyrinthische Nächte voller Kälte und Not zu irren, bevor sie es endlich erreichten. Ein ausgelaugter Körper mit Erinnerungen an zwei

Heimatländer, eines davon so entstellt, dass es kaum mehr wiederzuerkennen ist, das andere jetzt erneut in Stücke gerissen, während ihm über dem Kopf das Fallbeil drohte.

Russland und die Türkei sind eifrig dabei, sich Bergkarabach, die neue Beute, untereinander aufzuteilen und sie für ihre jeweiligen Interessen zu verwerten. Ich sehe dabei zu, wie dieses Stück Land samt seinen Bewohnern, Geschichte und Gegenwart zum Trumpf wird.

Binnen Sekunden bringt mich das Internet von hier bis nach Syrien, von dort nach Armenien und gleich zurück. Welchen Nachrichten sollen wir folgen? Wollen wir nicht einfach den Rechner herunterfahren? Ich würde, wenn ich könnte. Vergessen. Ich kann aber nicht.

Zwischen Weltreichen und Supermächten leben wir. Wir lachen und weinen dort, haben Angst, fühlen Schmerz, Trauer und Verzweiflung. Dort brechen wir auf. Wir erheben uns, zünden Kerzen an. Wir pflanzen Rosen, träumen. Dort rufen wir zum Krieg auf, zum Frieden. Blasen zum Angriff. Wir fordern Rache. Aber die Weltreiche und Supermächte haben stets ein Wörtchen mitzureden.

Was mich betrifft: Zwischen Russland, dem Iran und der Türkei, zwischen Amerika und Europa, habe ich nicht als Armenier überlebt und auch nicht als Syrer. Das kann ich über mich sagen. Ich bin mir sicher, so ist es vielen ergangen.

Heute stehen wir – ratlos, verwundet – vor unseren Niederlagen, vor den Trümmern unserer Träume. Man weiß nicht so recht, wo man anfangen soll. Im Irak? In Palästina? Im Jemen? Im Libanon? In Armenien? Oder noch weiter weg, in Afrika?

Heute lernen wir, unsere Siebensachen zu packen und sie nur dort abzulegen, wo wir sie immerzu im Blick haben. Damit wir sofort bei null anfangen können. Uns bleibt sonst nichts, als es, wenn alles vorbei ist, immer und immer neu zu versuchen. Immerhin: Es kommt im Leben nicht nur auf das Endergebnis an. Wichtig sind auch die Schritte für sich, und viele davon sind die ersten.

Aus dem Arabischen von Rafael Sanchez und Sandra Hetzl.